

# EIN RABBI IN BERLIN

Reuven Konnik war früher kein streng gläubiger Jude. Weder ernährte er sich koscher, noch befolgte er die Regeln des Sabbats. Doch plötzlich verändert er sein Leben und wird Rabbiner. Seine Geschichte erzählt viel über das **heutige Judentum**

TEXT: Kai Schächtele

Zwei Generationen  
von Rabbinern:  
Yitshak Ehrenberg und  
Reuven Konnik (re.)

**F**ünf Mal die Woche geht Rabbiner Reuven Konnik morgens um halb zehn in die Berliner Synagoge Beth Zion. Er setzt sich in die zweite Reihe ganz rechts und beginnt im Talmud zu lesen. Es ist eines der wichtigsten Rituale im Judentum, sich mit diesem Schriftwerk zu beschäftigen. Doch die Atmosphäre in der Synagoge ist wenig geeignet, um sich auf Texte zu konzentrieren, die mehr als 2000 Jahre alt sind.

Denn um Rabbiner Konnik sitzen viele andere Männer herum und diskutieren laut. Manche sind dabei so engagiert, als stritten sie über ein aktuelles politisches Thema. Auch wer ihre Gespräche nur aus der Ferne mitbekommen würde, könnte errahnen, dass es dabei jedoch um religiöse Dinge geht. Die Diskutierenden tragen Kippa, Anzug, Hemd, die typische Kleidung eines gläubigen Juden. Sie reden darüber, ob ein Mann seiner Frau zur Hochzeit einen Ring schenken darf, die Frau ihm aber nicht? Welche Heuschreckenarten sind kosher? Warum ist es verboten, am Sabbat einen Knoten zu binden? Debattiert wird auf Englisch, Deutsch, Hebräisch und Russisch. Es geht so laut zu wie in einem Kaffeehaus. Doch dies ist nichts Ungewöhnliches, die Synagoge ist im jüdischen Leben traditionell mehr als nur der Ort, an dem die Gottesdienste abgehalten werden. Sie ist auch der Raum, in dem gelernt und gern diskutiert wird.

**Die wichtigste Figur im Judentum**

Um sich auf die Texte zu konzentrieren, liest Rabbi Konnik sie laut vor oder singt sie. Zwischendurch beugt er sich immer wieder zu seinem Nachbarn und bespricht sich mit ihm. Lesen, Verstehen, Diskutieren: So lautet der Dreisatz des vormittäglichen Studiums von Reuven Konnik.

Sonntags bis donnerstags sitzt er hier – in der Berliner Synagoge der orthodoxen Gemeinde Kahal Adass Jisroel. Rabbiner ist er allerdings nicht hier,



**In der Ausbildung zum Rabbi gibt es auch Kurse zu Management und Seelsorge**

sondern in der Jüdischen Gemeinde der Stadt Potsdam.

Vor zwei Jahren hat der 32-Jährige seine Ausbildung zum Rabbiner abgeschlossen. Im Judentum, das als älteste monotheistische Religion um 1150 v. Chr. entstand, ist der Rabbiner die zentrale Figur. Das ganze jüdische Leben konzentriert sich auf ihn. Er ist derjenige, der die Regeln der Thora (die Gesetze Gottes) und des Talmud in die

**IN DER SYNAGOG UND ZUHAUSE**

- 1. Hinter einem solchen **Parochet** (Thoravorhang) befinden sich im Schrein einer Synagoge die bedeutenden Thorarollen.
- 2. **Julia Konnik** liest ihrer Tochter vor. Mit ihrem Mann, dem Rabbiner Reuven Konnik, hat sie noch drei weitere Kinder

Gemeinden trägt, an jüdischen Schulen als Lehrer arbeitet und ansprechbar ist für jeden, der seinen Rat sucht. Aber er ist nicht notwendigerweise derjenige, der die Gottesdienste leitet – diese Aufgabe kann auch ein Kantor oder Vorbeter übernehmen. In seiner Ausbildung hat Rabbiner Konnik nicht nur religiöse Inhalte wie das talmudische Recht gelernt, sondern auch Kurse über deutsch-jüdische Geschichte, Management, Seelsorge, Öffentlichkeitsarbeit und Pädagogik gehabt. Vier Jahre dauert die Ausbildung, dann bekommt jeder Absolvent einen Abschluss in die Hand. Doch das bedeutet nicht, dass ein Rabbiner ausgelernt hätte. Die Grundlage der jüdischen Religion ist das lebenslange Lernen.

**Billard nach dem Gottesdienst**

Als Schriftgelehrter steht der Rabbiner Konnik noch am Anfang seines Weges. Als gläubiger Jude hat er dagegen schon eine weite Strecke hinter sich. Seine Geschichte, die 1981 mit seiner Geburt in Kiew beginnt, erzählt viel über das Judentum, wie es zwischen seiner 3000 Jahre alten Tradition und dem Leben im Hier und Jetzt seinen Platz gefunden hat.

Konnik wächst im lettischen Riga auf und kommt 1992 mit seinen Eltern nach Deutschland. Sein Abitur macht er 1999 auf einem jüdischen Internat in England. Anschließend beginnt er ein Jurastudium in Heidelberg. Doch bald darauf stellt er fest, dass es nicht das Richtige für ihn ist.

Zu dieser Zeit führt er das Leben eines säkularen Juden. Er geht zwar zu den Gottesdiensten in die Synagoge. Doch weder isst er kosher, noch hält er sich an die Regeln des Sabbats. Im Gegenteil: Nach dem Gottesdienst geht er auch gern mal Billard spielen. Als er in der Synagoge seine heutige Frau Julia trifft, auch sie aus der Ukraine, ändert er sein Leben. Beide sind religiös aufgewachsen, gemeinsam kehren sie zu ihrem orthodoxen Glauben zurück. Dabei vollzieht sich der Wandel langsam.

Anfangs fragt Julia ihre Großmutter nur mal nach einem koscheren Fischrezept. Dann beginnt ihr Mann, sich für die 39 Gesetze zum Sabbat zu interessieren. So ist es zwischen Freitag und Samstag Abend beispielsweise verboten, einen Lichtschalter zu benutzen, Auto zu fahren oder einen Gegenstand mit den Händen zu tragen. Der Talmud sagt: Jede Neuerschaffung ist in dieser Zeit zu unterlassen.

Der Talmud ist neben der Thora die wichtigste Schrift des Judentums. Er erzählt die Geschichte der Juden vom Auszug aus der ägyptischen Sklaverei bis zur Ankunft im gelobten Land Israel und bildet den spirituellen Kern des Judentums. Im Talmud findet man die Auslegungen und Interpretationen der Gelehrten aus zwei Jahrtausenden. Die Thora hingegen enthält die 613 Bestimmungen Gottes (Mizwot): 248 Gebote und 365 Verbote. Diese vielen Vorschriften regeln das jüdische Leben bis in alle Einzelheiten. Nach jüdischer Auffassung müssen diese göttlichen Weisungen im Alltag stets befolgt werden.

Schritt für Schritt, Regel um Regel wachsen Konnik und seine Frau auf diese Weise hinein in das Leben chassidischer Juden. Das ist eine Glaubensrichtung des Judentums, deren Wurzeln in Osteuropa liegen. Der Chassidismus legt die Gesetze der Religion ultra-orthodox, also sehr konservativ aus – im Gegensatz etwa zum liberalen Judentum, das beispielsweise für die völlige Gleichberechtigung von Mann und Frau eintritt und sich dafür einsetzt, dass es auch weibliche Rabbiner geben darf.

**Keine Mission im Judentum**

Reuven Konnik gefällt sein Weg, die jüdische Religion orthodox zu leben, so gut, dass er beschließt, Rabbiner zu werden. Heute sieht man ihm das gläubige Leben sofort an. Er trägt einen Vollbart, der ihn im Sommer ins Schwitzen bringt, und er verlässt das Haus nicht ohne Kippa, der traditionellen Kopfbedeckung jüdischer Männer.

Dennoch ist er kein intoleranter Gläubiger. Er weiß, dass es keinen Sinn macht, Menschen ein gesetzestreues jüdisches Leben aufzuzwingen. Er möchte sie als Rabbiner lediglich damit vertraut machen. „Ich will niemanden missionieren“, sagt er. „Ich kann nur zeigen, warum es sinnvoll ist, die Gesetze zu befolgen, die Gott uns gegeben hat. Ob man es dann wirklich tut, ist keine Sache, die sich zwischen Mensch und Mensch abspielt. Die spielt sich allein zwischen Mensch und Gott ab.“

Ein bis zwei Mal pro Woche fährt Konnik mit dem Zug zu seiner Gemeinde nach Potsdam. Man muss am Gleis des Bahnhofs Friedrichstraße schon genau hinsehen, um zu erkennen, dass da im Gewühl aus Touristen und Pendlern ein Rabbiner auf dem Weg zur Arbeit ist. Konnik trägt eine randlose Brille, über seine Kippa hat er eine Schiebermütze gezogen. Immer wieder

zieht er sein Smartphone aus der Tasche und beantwortet Anrufe. Aus dem Sacko hängen kaum sichtbar die Enden eines Zizit. So heißen die 32 an einem Gebetsmantel angebrachten Fäden, die ihren Träger jederzeit an die Einhaltung der Gottesgebote erinnern sollen. Die Schläfenlocken („Peot“) klemmen hinter den Ohrläppchen. Nicht aus Angst vor antisemitischen Angriffen verbirgt er die traditionellen jüdischen Symbole, sondern weil seine Frau ihn so attraktiver findet. Der Talmud hat nichts dagegen, die „Peot“ so zu tragen. Ein Rabbiner, der zwar orthodox lebt, sich aber die Schläfenlocken hinter die Ohren steckt – auch so kann das Judentum im Jahr 2013 aussehen.

In Potsdam angekommen, muss er auf dem Weg zu seiner Gemeinde jedes Mal vorbei an einer offenen Wunde. Unweit des Landtags und der Nicolaikirche liegt das Brachland, auf dem seit einem ▶

**Rabbi Konnik versteckt seine Schläfenlocken hinterm Ohr, weil er so seiner Frau besser gefällt**





## Ein Rabbiner gibt auch Rat bei Eheproblemen und besucht kranke Gemeindemitglieder

### JÜDISCHER ALLTAG

1. In der **Zentralen Orthodoxen Synagoge zu Berlin** amtiert Yitshak Ehrenberg, der Rabbiner der Jüdischen Gemeinde zu Berlin.
2. An der Wand der Zentralen Orthodoxen Synagoge, die Richtung Jerusalem zeigt, befinden sich im Thoraschrank die **Thorarollen**.
3. **Mykhaylo Tkach** ist der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Potsdam, eine von drei orthodoxen Gemeinden in Brandenburgs Hauptstadt.
4. Früher war **Mikhaïl Schwarz** (li.) Vorsitzender von Reuven Konniks (re.) Gemeinde, heute freut sich der kranke Mann, dass der Rabbi ihn öfter im Altenheim besucht



Jahr die neue Synagoge stehen sollte. Brandenburg ist das letzte Bundesland ohne richtige Synagoge. Die alte war 1938 von den Nazis geschändet und zum Ende des Krieges bei einem Bombenangriff zerstört worden. Seit 2009 existiert ein Entwurf für einen Neubau. Doch in Potsdam gibt es drei konkurrierende orthodoxe Gemeinden, die sich über die Pläne derart zerstritten haben, dass das Land 2011 einen Baustopp verhängt hat. Seit Jahren zieht Konniks Gemeinde von Provisorium zu Provisorium. „Die Situation ist eine Katastrophe“, sagt er.

### Der alte Rabbi im Park

Das Programm für den Nachmittag: ein Besuch im Altenheim bei einem ehemaligen Vorsitzenden der Gemeinde. Mikhaïl Schwarz hat sich auf den Besuch vorbereitet. Er trägt Hemd, Cardigan und Kippa. Er weiß, dass das die passende Kleidung ist, Schwarz war schließlich früher selbst einmal Rabbiner. „Wie fühlst dich?“, sagt Konnik auf Jiddisch, als er mit ihm im Park in der Sonne sitzt. Obwohl ein Gespräch wegen der fortgeschrittenen Demenz des 83-jährigen Mikhaïl Schwarz kaum noch möglich ist, merkt man, wie gut dem älteren Rabbi der Besuch tut.

Erst durch den Rabbiner werde aus einer Gemeinde eine religiöse Gemeinschaft, hatte der Vorsitzende der Potsdamer Gemeinde, Mykhaylo Tkach gesagt. Und hier, in diesem intimen Moment spürt man, was dieser Satz bedeutet. Mit seiner angenehmen Stimme und der Ruhe, die von ihm ausgeht, trägt der Rabbiner Konnik nicht nur die jüdischen Gesetze in seine Gemeinde, sondern auch das Gefühl, dass da jemand ist, der sich kümmert.

Er ist damit Teil einer Tradition, die sicherstellt, dass sich die jüdische Religion immer wieder aus sich selbst heraus erneuert. Es gibt im Judentum die Formulierung „sich einen Rabbiner machen“. Damit ist gemeint, dass sich jeder einen Rabbiner suchen soll, den er um Rat bitten kann. Es kann, muss aber nicht ▶▶

der Rabbiner der eigenen Gemeinde sein. Viel wichtiger ist, dass es jemand ist, dem man so viel Vertrauen entgegenbringt, dass man ihm auch die persönlichsten Probleme schildern möchte. Weil der Rabbiner seine Ratschläge allein auf der Grundlage von Thora und Talmud erteilt, pflanzt sich dadurch das jüdische Wissen von Generation zu Generation fort. „Das ist die Brille, durch die wir auf die Welt blicken“, sagt Reuven Konnik.

**Die Uhr des jüdischen Lebens**

Auch Konnik fragt manchmal einen anderen Rabbiner nach Rat: Es ist sein ehemaliger Lehrer aus dem Rabbinerseminar. Sie sehen sich nicht allzu oft, meistens telefonieren die beiden. Mit ihm berät sich Konnik in allen Fragen, die sich ihm als Rabbiner und gläubigem Juden stellen. Und manchmal sogar als Ehemann. Denn auch wenn es Streit in der Ehe gibt, bespricht er sich mit

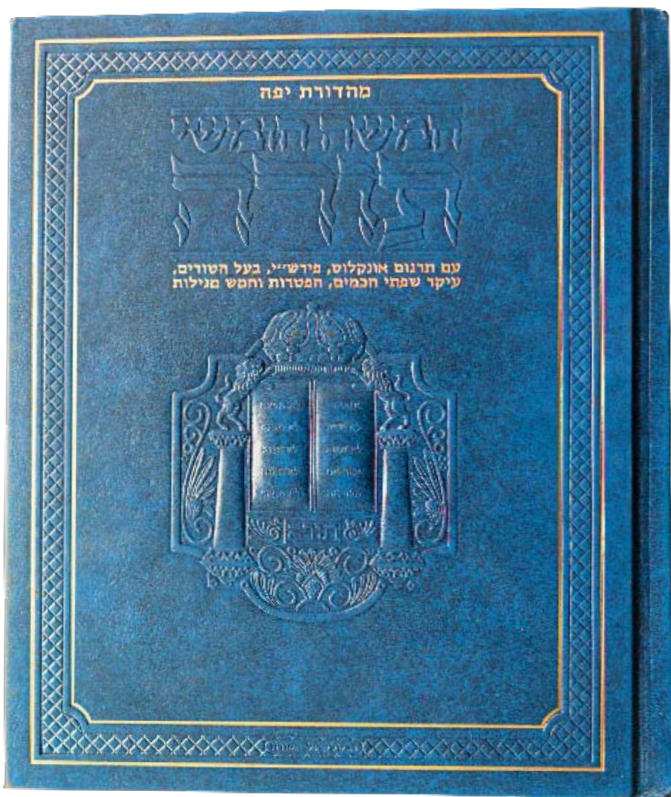
**Der Rabbi spricht und singt auf Hebräisch. Mal laut, mal leise murmelnd**

seinem Rabbiner. „Und daran, was er uns rät, halten wir uns dann beide“, sagt Konnik. „Für uns ist es sehr angenehm zu wissen, dass wir in solchen Momenten nicht allein sind.“

Es ist Freitagabend kurz nach sieben Uhr, als Thorastudium und die Aufgaben in der Gemeinde Minute um Minute mehr an Bedeutung verlieren. „Sechs Tage lang sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte verrichten. Doch der siebente Tag ist ein Ruhetag für den

Herrn, deinen Gott.“ So steht es im Buch Exodus. Pünktlich um 19.45 Uhr muss Reuven Konnik zum Auftakt des siebten Tages, des Sabbats, die „Lichter zünden“ in der provisorischen Synagoge in Potsdam. Das sieht die Halacha, in der die rechtlichen Aspekte des Judentums festgelegt sind und nach der gewisse Rituale zu ganz bestimmten Zeiten (Zmanim) ausgeführt werden müssen, vor. Sie ist wie eine Uhr, die dem jüdischen Leben den Rhythmus gibt.

Langsam füllt sich die Synagoge – ausschließlich mit Männern. In anderen Synagogen sind Frauen zwar zugelassen, müssen aber getrennt von den Männern etwa auf einer Empore stehen. Doch für so etwas ist hier kein Platz. Die strikte Trennung von Männern und Frauen, auch das ist ein Wesen des jüdischen Lebens. Dadurch soll vermieden werden, dass Männer und Frauen, die nicht miteinander



Auf dieser **Thora** sind die Tafeln mit den zehn Geboten dargestellt – sie sind das Herzstück einer Thora

**AUSERWÄHLTE AUSWANDERER**

Mit 14 Millionen Gläubigen, von denen knapp die Hälfte in Israel lebt, ist das Judentum die mit Abstand kleinste der fünf Weltreligionen. Entstanden ist es bereits im 13. Jahrhundert vor Christus. Um 1250 v. Chr. führte Mose die Israeliten, die in Ägypten wie Sklaven behandelt wurden, aus dem Land heraus (Exodus). Seitdem glauben Juden, dass ihr Gott JHWH sie als Volk auserwählt hat. Auf dem Berg Sinai erhielt Mose die Zehn Gebote auf zwei Steintafeln. Diese bilden das Herzstück der Thora, der heiligsten Schrift des Judentums (und die den fünf Büchern Mose der christlichen Bibel entspricht). Wer die insgesamt 613 Ge- und Verbote der Thora befolgt, führt ein gläubiges Leben und wird von JHWH ins Paradies aufgenommen. Noch heute werden die Texte der Thora von Hand auf Schriftrollen geschrieben und in dem Schrein einer Synagoge aufbewahrt. Die drei wichtigsten Feste im Judentum sind Rosch ha-Schana (jüdisches Neujahrsfest), Yom Kippur (Versöhnungsfest) und das Pessachfest (Gedenkfest an den Auszug aus Ägypten).



verheiratet sind, miteinander in Berührung kommen.

Konnik bindet sich nun einen Gürtel um den knielangen Mantel, wirft den schwarzweißen Gebetsschal mit silberner Bordüre, der schon seit Moses' Zeiten vorgeschrieben ist, über die Schultern und hüllt am Ende Kopf und Oberkörper in ihn. Auf die Minute genau zündet er um Viertel vor acht Uhr die Kerzen an. Er verlässt damit die eine Welt und geht hinüber in eine andere.

Mit der Kraft seiner Stimme, die er als Junge im Gesangsunterricht geschult hat, beginnt er den Gottesdienst. Es gibt keine Orgel und keinen Verstärker – es wären Verstöße gegen die Regeln des Sabbats. Es gibt nur den Rabbiner. Er spricht und singt auf Hebräisch, und seine Gemeinde folgt ihm. Mal leise murmelnd, mal laut und energisch. Er wiegt den Oberkörper auf und ab. Schreitet von einem Pult zum nächsten. Mal mit dem Rücken zu den Männern zwischen Anfang 40 und Ende 70, mal zur Thora, die wie in jeder Synagoge in einem Schrank an der Ostseite untergebracht ist.

Manchmal schnippt er mit den Fingern oder schlägt den Takt mit der flachen Hand auf dem Stehpult neben sich.

**ALTE UND NEUE HILFSMITTEL**

1. An den Türrahmen sollten Gläubige eine **Mesusa** (Schriftkapsel) mit den Versen des täglichen Gebets anbringen.
2. Auch mit moderner Technik wie etwa Smartphones versucht **Rabbi** Reuven Konnik, seiner Gemeinde die jahrtausendealten Riten zu vermitteln.
3. Weil Wohltätigkeit ein Gebot ist, gibt es in Synagogen **Sammelbüchsen**

Ein Gemeindeglied teilt währenddessen Blätter aus. Ein kleiner Junge, Sohn eines Gemeindeglieds, läuft mit einem Gummiball durch den Raum, wirft ihn in die Luft und niemand hält ihn auf. Die Predigt, die Konnik auf

**Am Sabbat wendet sich die Gemeinde von der Welt der Materiellen ab – und der Spiritualität zu**

Russisch hält, dauert keine fünf Minuten. Der Gottesdienst ist weniger ein sakrales Ritual als eine Feier.

„Am Sabbat wenden wir uns von der Welt der Materiellen ab und der Welt der Spiritualität zu“, sagt Konnik, als er Platz nimmt an dem Tisch, den eine Frau und ein sogenannter Sabbathelfer, der nicht dem Judentum angehört, noch während des Gottesdienstes gedeckt haben. Die Männer sitzen dort jede Woche zusammen, es gibt Gemüse und Fisch, süßen Wein und Whiskey.

Für ihn ist es heute leicht, die 39 Regeln des Sabbats einzuhalten. Sie sind wie ein Kokon, in den er sich einwickelt, um aus der Nähe zu Gott, die er dabei empfindet, Kraft für die folgenden sechs Tage zu schöpfen. „Wenn es mir so gelingt, auch einen anderen Menschen dazu zu bringen, Gott zu erkennen, ist meine Arbeit schon getan“, sagt er, bevor er seine Gäste zur Tür begleitet. Die Nacht wird er gemeinsam mit seinem Sohn, der ihn begleitet hat, in einem kleinen Zimmer im Stockwerk darüber verbringen. Mit der S-Bahn zurück nach Berlin zur Familie zu fahren – auch das verbieten die Regeln des Sabbats. Und deshalb wird auch das Licht in der Synagoge über Nacht brennen. ♦♦